

GEFANGEN



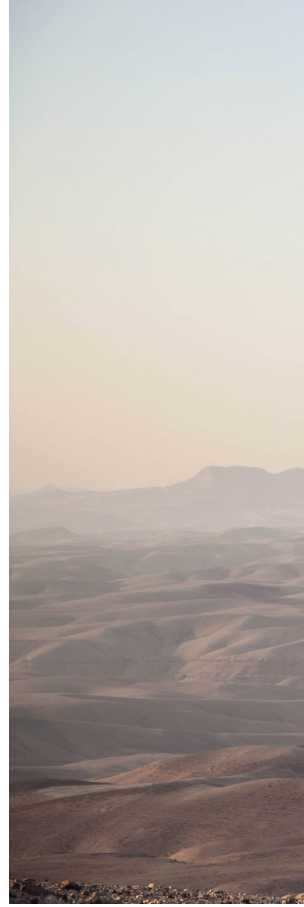


IN DER HOFFNUNGS- LOSIGKEIT

— Ein kurzer Ausbruch

Der Abrahampfad in Palästina soll zeigen, dass diese Region mehr ist als der seit vielen Jahrzehnten bestehende Konflikt mit Israel. Diesem folgt der junge Palästinenser Amr Sheikh auf seiner Flucht vor islamischem Fundamentalismus und dem Stacheldraht israelischer Siedlungen. Auf seiner Suche nach Freiheit begleitet ihn ausgerechnet ein jüdischer Backpacker.

Reportage: Alexander Davydov



Innerhalb meiner Familie ist die Migration aus den Trümmern der Perestroika nach Deutschland bis heute ein einschneidendes Ereignis. Die Lossagung von alten gesellschaftlichen Normen und sozialen Kontakten, die Konfrontation mit einer fremden Mentalität: Über 20 Jahre Integration konnten ein gewisses Gefühl der Heimatlosigkeit nicht vergessen machen. Auch für mich als Jüngsten der Familie war es schwierig. Meine frühesten Erinnerungen gehen zurück in eine nicht mehr existierende Welt, deren Reflexion meine Eltern durch eine bestimmte Auswahl an Literatur oder nostalgischen Tischgesprächen zu konservieren versuchten. Doch dies kollidierte immer wieder aufs Neue mit der Welt, die sich mir bot, sobald sich die Tür unseres Dortmunder Reihenhauses hinter mir schloss. Ich versuchte, einen Trost zu finden in den Überlegungen Michael M. Meyers, dass das Gefühl der Entwurzelung ein wichtiger Teil der Identität als Jude sei. Ich sah die in Deutschland uneingeschränkte Freizügigkeit als einen



wichtigen Ausweg aus diesem Dilemma. Denn die wechselhafte Zugehörigkeit zu Russland, Deutschland und eine gewisse vage Identifikation als säkularer Jude boten mir die ideale Flexibilität zu reisen, die Welt zu erkunden. Es fühlte sich wie ein Ventil an, aus einem inneren Konflikt – ein Pfad zur Identitätsfindung.

Ich erappte mich immer wieder dabei, wie der Gedanke an die nächste Reise mich in ein Gefühl der Erregung versetzte, wie sie auch Jon Krakauer in seinen Büchern beschreibt. Geld sparen, Reise buchen, Ausrüstung packen: Nichts erschien einfacher und befreiender. Auf naive Art und Weise erschien mir dieses Recht so selbstverständlich wie grenzenlos – bis ich über Facebook Amr Sheikh kennen lernte.

Der junge Student lebte in Nablus innerhalb der palästinensischen Autonomiebehörde und war ebenso wie ich beseelt von einem romantischen Gedanken der Freiheit. Vor allem die Leidenschaft, auf fremden Pfaden wandern zu wollen, formte schließlich so etwas wie eine

Freundschaft zwischen uns beiden. Es entstand der Wunsch, gemeinsam reisen zu können. Doch ich begriff schnell, wie schwierig das werden würde.

Amr sehnte sich nach einem Entkommen, wünschte sich, andere Kulturen kennenzulernen. In einem streng religiösen Umfeld aufgewachsen, zog der Freigeist des Jungen immer wieder den Zorn der Familie und Spott von Freunden nach sich. Amrs Welt bestand aus den kulturellen Mauern einer islamischen Orthodoxie, erfüllt von einem unerfüllten Nationalgedanken und dem Stacheldraht dutzender israelischer Siedlungen und Außenposten. Das konservative Elternhaus trieb den jungen Mann hinaus, während die fragmentarische Geographie des Gebiets, die Unberechenbarkeit der israelischen Checkpoints und das aggressive Misstrauen der palästinensischen Sicherheitskräfte ihn immer wieder zurückwarfen.





Mehr als einmal wurde Amr auf seinen Wanderungen von der einen oder anderen Seite als Gefahr wahrgenommen, mit einer Waffe bedroht, verprügelt oder festgenommen. Die Ohnmacht, an der Situation nichts ändern zu können, führte zu der Hoffnungslosigkeit, dass sich niemals etwas ändern werde. Korruption, Extremismus und Machtlosigkeit der eigenen Regierung trugen ihren Teil dazu bei. Amr wusste, dass viele Jugendliche ähnlich fühlten. Überall fehlte es an Perspektiven für die Zukunft, es fehlte an Hoffnung, gefangen in einer schier ausweglosen Situation – Nährboden für ein Trauma der Hoffnungslosigkeit.

Das *Palestinian Central Bureau of Statistics* stellte 2016 fest, dass über 40 Prozent der palästinensischen Jugendlichen arbeitslos seien. Doch selbst das nötige Geld wäre kein Garant für ein besseres Leben oder in Amrs Fall: für eine Flucht in die Freiheit. Wohin hätte jemand wie Amr schließlich reisen können? Obwohl 136 Mitglieder der Vereinten Nationen Palästina als unabhängigen Staat anerkennen, hat die Agentur Henley und Partners, welche 2013 Visa-Regelungen auf der ganzen Welt begutachtet hat, den palästinensischen Pass als den fünft schlechtesten eingestuft. Aber auch für den Fall, dass Amr Geld für eines der kostspieligen Visa und auch Flugtickets hätte, wäre eine punktliche Ankunft am Flughafen im benachbarten Jordanien stark von der Willkür der Grenzsoldaten an der Allenby Brücke abhängig.



Durch Zufall erfuhr Amr vom Masar Ibrahim. Die internationale Friedensinitiative nahm die Geschichte des Patriarchen Abrahams zum Anlass, um dessen Wanderungen in Form eines Fernwanderwegs zu rekonstruieren. Dieser Weg, dieser Abrahampfad, sollte als Symbol einer friedlichen Koexistenz dienen und die Möglichkeit geben, die Region besser kennenzulernen. Jeder sollte sehen können: Palästina ist nicht nur der Konflikt mit Israel. Es gibt auch ein anderes Bild, eines der Natur und der Kultur. Auch für mich bot sich dort eine Gelegenheit der Selbstfindung, da selbst innerhalb des stoischen Pragmatismus meiner Familie ein unerschütterlicher Funken der Ehrfurcht loderte, dass unsere Ahnen einst das Gebiet bewohnten und durchwanderten, zu dem ich nun reisen sollte.

Der Flug nach Tel Aviv war nicht frei von einer gewissen Sorge gegenüber den rigorosen Einreisebestimmungen. Die Sicherheitskräfte im Ben



Gurion Flughafen wirkten sichtlich angespannt. Eine angsterfüllte Wachsamkeit war zu spüren im Angesicht der jüngsten Welle an Messerattacken durch palästinensische Einzeltäter. Die Angriffe hatten oft den gleichen suizidalen Charakter: Die Täter, oft unscheinbare palästinensische Jugendliche, gingen mit einer Stichwaffe in der Hand wahllos auf Israelis los, bis Sicherheitskräfte sie schließlich erschossen. Schon verwiesen Medien wie die Haaretz auf eine erneute Intifada, erfüllt von der blinden Wut der Jugendlichen. Wie viel von dieser Wut würde ich bei Amr vorfinden? Würden die Menschen vor Ort ihren Zorn auch gegen mich richten? Diese Fragen bewegten mich, während mich die schlichte Drehtür des Checkpoints 300 aus dem israelischen in das palästinensische Gebiet geleitete. Wer würde mich erwarten? Die Person, die mich empfing, zerstreute etwaige Sorgen: Ich sah einen jungen Mann mit kurzem Haarschnitt, beginnendem Bart, neugierigen Augen und einem ansteckenden Lachen. Ich sah einen Begleiter, der sich freute, endlich mit einem Gleichgesinnten reisen zu können.

Vorab hatten wir uns eine Route zusammengestellt, die bei der Geburtskirche in Bethlehem begann, durch die wilden Hänge von Mar Saba führte und dann im Besuch von Abrahams Ruhestätte in Hebron endete. Bereits wenige Kilometer hinter den Stadtgrenzen Bethlehems begannen kleine staubige Pfade, die sich durch die verwickelten Wadis schlängelten und uns

vorbei an Akazien und wildem Thymian führten. An solchen Orten, fernab der Zivilisation, spürte Amr ein Gefühl der Befreiung von der depressiven Stagnation seines Alltags. Voller Verückung schaute mein Begleiter vorbeiziehenden Beduinen hinterher, wann immer die Angehörigen dieses urtümlichen Nomadenvolks mit ihren Kamel- und Schafsherden unseren Weg kreuzten. Die Einladung eines jungen Hirten zu einer Tasse Tee im elterlichen Zelt war für Amr die Bestätigung von Abrahams Idealen, die er in Freiheit, Toleranz, Gastfreundschaft und Einigkeit sah. Auf mich wirkte der Enthusiasmus, mit dem der junge Palästinenser seine Heimat wahrnahm, geradezu ansteckend.

Am späten Nachmittag kam uns eine Gruppe israelischer Mountainbiker entgegen, die sich lebhaft abwechselnd auf Hebräisch und Englisch unterhielt. Als die Männer näherkamen, spürte ich Amrs Anspannung angesichts der bevorstehenden Begegnung. Er fürchtete sich davor, von den Israelis als Bedrohung angesehen zu werden. „Shalom, Shalom.“ - „Salam, Salam.“ Das Kreuzen der Wege verlief zwar etwas verkrampft, aber friedlich. Die Israelis fuhren weiter.

Frei von Zäunen, frei von Fremdenhass, befreit von religiösen Dogmen und politischen Restriktionen: Amr saugte mit der abendlichen Luft auch das Hochgefühl ein, sein Zelt aufstellen zu können. Ich erinnere mich, wie er beim Schein unseres





Lagerfeuers versuchte, die Wüste zu überblicken, die scheinbar ohne Anfang oder Ende und somit grenzenlos zu sein schien. Mochte unsere Flucht auch unterschiedliche Gründe haben, so verschaffte die gemeinsame Wanderung uns doch beiden ein Gefühl von Linderung inmitten der Rastlosigkeit und der fragmentierten Heimat. In manchen Momenten bildete ich mir ein, eine Verbundenheit zu dem Ort zu haben.

Palästina erschien mir dabei auf widersprüchliche Weise wechselhaft. Das Gebiet von der Größe Saarlands war Ursprung eines der komplexesten Konflikte, bot Heimat für mehrere Völker, beinhaltete Heiligtümer der drei großen monotheistischen Religionen und war eine Quelle für einmalige Flora und Fauna. Hatten Amr und ich noch am Vortag die archaische Wildheit der Natur genossen, kündigten wenige Kilometer weiter südlich bereits Strommasten und Mobilfunkantennen die Rückkehr in die Zivilisation und den Weg nach Hebron an.

Machpela. Das Grab des Patriarchen Abraham, ein rechteckiges Gebäude aus hellem Gestein, glich mehr einer Festung als einem offenen Ort für Pilger. Und tatsächlich fand sich innerhalb der Mauern ein Mahnmal für eine immerwährende Kluft: Die Ruhestätte des Stammesvaters war in einen jüdischen und einen muslimischen Eingang unterteilt. Kontrollen an beiden Zugängen sollten garantieren, dass es zu keiner Vermischung kam. Und so gingen Amr und ich in unsere jeweils eigenen Eingänge, um eine finale Pointe dieser Reise zu empfangen. Immerhin verband uns irgendwie

ein Gefühl der Entwurzelung und Heimatlosigkeit.

Kein Wort fiel, als wir uns einige Zeit später am Alten Markt wieder trafen. Ein jeder behielt das Geheimnis seiner jeweiligen Erkenntnis. Schweigend schritten wir durch die engen pulsierenden Gassen, vorbei an den Ständen der Handwerker und Imbissverkäufer. Wir kamen der Bushaltestelle immer näher, die mich zurück nach Jerusalem führen sollte.

Amr wirkte ruhig, fast distanziert, als sei ihm wieder bewusst geworden, dass diese kurze Reise, diese Flucht, nur temporär war. Ich würde zurückkehren nach Deutschland, wo ich mich nach Belieben bewegen und allen Interessierten gegenüber stolz mit meinen Reisen prahlen konnte. Ich würde mir einreden, dass durch diese Erfahrung und meine kleine Einmischung der Konflikt nun auch ein Teil meiner Identität wurde. Was aber würde aus Amr werden? Seine Welt war die der Absonderung und der Perspektivlosigkeit - die Welt eines fortwährenden Traumas.

„Ich liebe das Leben“, sagte er leise zu mir. „Ich liebe Partys, ich muss... ich will dich doch nicht erschießen, nur weil du Jude bist und ich Palästinenser. Wir sind doch alle Menschen. Aber wie es jetzt ist, kann es nicht weitergehen. Dieser endlose Konflikt und dieser Druck. Irgendwann muss doch Schluss sein. Eines Tages wird es mich in die Waffe eines Soldaten treiben. Das weiß ich genau.“

Ich kann nicht mehr genau sagen, was ich Amr darauf antwortete. Ich weiß jedoch, dass ich Amr damals versprochen habe, dass wir uns wiedersehen würden und dass ich damals daran glaubte, es einlösen zu können.



I Alexander Davydov studiert im 3. Mastersemester Mediendramaturgie an der Johannes Gutenberg Universität Mainz.